

# Im dunkelsten Wien

*In der »Belle Epoque« kam es zu großen wirtschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Veränderungen. Allerdings konnten nicht alle Menschen davon profitieren, vor allem die große Zahl der Arbeiter hatte keinen Anteil an der »Schönen Zeit«.*

VON CHRISTA BAUER

**D**ie Gegensätze im Wien der Jahrhundertwende hätten nicht größer sein können: Der Hochadel dominierte weiterhin mit prunkvollen Palästen und höfischer Repräsentanz das Stadtbild. Parallel dazu entstand durch die Nobilitierung von immer mehr Bürgerlichen, Industriellen und Beamten die »Zweite Gesellschaft«, die ihren Wohlstand und ihren Aufstieg in die besseren Kreise mit dem Bau ihrer Palais entlang der Ringstraße sichtbar demonstrierte. Dem Schicksal der schlechter gestellten Gesellschaftsschichten begegneten sie eher gleichgültig oder sogar mit Feindseligkeit und Kälte.

Viele Menschen, die sich in der Hoffnung auf Arbeit und bessere Lebensumstände in Wien niederließen, blieben auf der Strecke. Besonders ab der zweiten Hälfte der 1870er-Jahre kam es zu einer starken Wanderbewegung der ländlichen Bevölkerung nach Wien, nachdem es in den von der Landwirtschaft geprägten Kronländern wie etwa Böhmen und Mähren zu Missernten und in deren Folge zu Hungersnöten und einem Preisverfall landwirtschaftlicher Produkte sowie einer Überschuldung der Bauern gekommen war. In Wien hatte dagegen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein richtiggehender Industrialisierungsschub eingesetzt, nur kurz vom Börsenkrach von 1873 und einer darauffolgenden Phase der Rezession unterbrochen. So entstanden neben der Ringstraße neue Bahnhöfe wie der Franz-Josefs-Bahnhof (eröffnet 1872) und der Südbahnhof (eröffnet 1874). 1873 wurde die Erste Wiener Hochquellenleitung in Betrieb genommen, zwei Jahre später konnten die ersten Regulierungsarbeiten an der Donau abgeschlossen werden.

Arbeitskräfte wurden also tatsächlich benötigt, nur gab es für sie keine entsprechenden Unterkünfte, der Zuzug erfolgte einfach zu rasch: Die Zuwanderungsrate betrug zwischen 1890 und 1900 rund 22 Prozent. Um 1900 zählte man bereits 1,7 Mio. Einwohner, 1910 überschritt die Einwohnerzahl die Zwei-Millionen-Grenze: Wien platzte aus allen Nähten.

Die meisten Zuwanderer kamen aus Böhmen und Mähren, Wien galt damals als die größte tschechische Stadt der Welt. Leicht hatten sie es hier nicht, die »eingeborenen« Wiener sahen sich von ihnen bedroht und lehnten sie entsprechend ab. In manchen Wirtshäu-

sern gab es Tafeln, mit denen »Tschechen, Juden und Hunden« der Eintritt verweigert wurde. Außerdem versagte man ihnen das »Heimatrecht«, das den uneingeschränkten Aufenthalt ermöglichte. Dieses konnte man erst nach zehn Jahren durchgehenden Aufenthalts beantragen. Ohne Heimatrecht war man von Sozialleistungen wie etwa einer Altersversorgung oder Unterstützung bei Arbeitslosigkeit durch städtische Einrichtungen ausgeschlossen.

Ihre Unterkünfte fanden diese »sozialen Unterschichten« hauptsächlich in den Außenbezirken. Dies war naheliegend, denn hier befanden sich die meisten Fabriken. Die Mariahilfer Straße war beispielsweise das Zentrum der Textilindustrie, Meidling stand für die Metall- und Maschinenfabrikation, Simmering für die Schwerindustrie und Favoriten für die Ziegelwerke des Heinrich von Drasche. In Floridsdorf wuchs die Bevölkerung am stärksten, zwischen 1900 bis 1910 um 50 Prozent – kein Wunder, denn dieser Bezirk galt als »die glänzendste Industriestätte des Reiches«. Natürlich ließen sich die Menschen mangels eines funktionierenden öffentlichen Verkehrsnetzes in der Nähe ihrer Arbeitsstätten nieder, rund zwei Drittel der Bevölkerung gingen ihrer Arbeit innerhalb des eigenen Bezirks nach.

Die Wohnverhältnisse dieser Menschen überstiegen unser heutiges Vorstellungsvermögen. Die zum Teil prachtvoll gestalteten Fassaden der Zinshäuser, die entlang des Gürtels und in den dahinterliegenden Außenbezirken entstanden, täuschten vielfach über das Elend hinweg. Da Wohnraum in Wien extrem knapp war, stiegen die Mieten zwischen 1880 und 1910 um unglaubliche 2650 Prozent an, es gab weder Kündigungsschutz noch Mietpreisregelungen. Diejenigen, die über eine eigene Wohnung verfügten, nahmen »Aftermieter« (Untermieter) auf, um die horrend hohen Mietpreise überhaupt finanzieren zu können. Dabei waren diese Wohnungen eher klein, und so bewohnten nicht selten 10 bis 15 Menschen eine Wohnung von 30 bis 35 Quadratmetern. Außerdem gab es noch die »Bettgeher«, also diejenigen, die abwechselnd mit anderen dasselbe Bett benutzten. Die einzige Was-



Bis in die 1930er-Jahre hausten Menschen in diesen »Wohnhöhlen«, © Österreichische Nationalbibliothek/Hilscher

serstelle befand sich am Gang, ebenso die Toilette, die sich mitunter bis zu 60 Menschen teilen mussten. Nicht umsonst bezeichnete der österreichische Journalist Emil Kläger (1880–1936) diese Wohnungen als »Quartiere des Elendes«.

Manchen Wohnhäusern sah man die Not seiner Bewohner schon von außen an, Kläger meint beispielsweise »die Fassaden der Häuser in der Brigittenau sehen aus wie die Toilette einer Arbeitsfrau, die hier haust. Ein Kleid aus billigstem groben Stoff, abgeschossen und geflickt.« Dennoch wären diese Fassaden noch das »Beste an diesen Häusern«, denn dahinter befände sich etwas »Unsagbares, Hässliches, durch dessen Mauern Fäulnis schleicht.« In der Brigittenau gab es auch viele Massenquartiere, in denen in völlig leeren Räumen bis zu 50 Menschen untergebracht wurden. Kläger schreibt: »Nur in einer Ecke sind Tücher und Fetzen und Fragmente ehemaligen Bettzeugs aufgestapelt, die nachts auf dem Boden ausgebreitet werden und auf denen die Leute kreuz und quer herumliegen.«

Viele Menschen waren überhaupt obdachlos und hausten in den Wiener Kanalschächten, obwohl das verboten war und von den Behörden wegen »Vagabundage« entsprechend verfolgt und oft mit dem »Wienverweis« bestraft wurde. Kläger schildert eindrucksvoll: »Sehet Menschen, von Hunger gewürgt, von Krankheit verdorben, die im Kote nächtigen. Männer und Weiber in liegenden Lumpen, gehetzt durch unsere blanken Straßen, deren Reichtum sie besudeln könnten, hinabgedrängt in die Kloaken und auch dort noch verfolgt von der Wut unserer Obrigkeit.« Manche Obdachlose zogen die »grüne Bettfrau« vor: Bis in den Spätherbst hinein schliefen sie im Freien, häufig in den Praterauen, auf mit Reisig kläglich ausgestatteten Nachtlagern.

Versorgt wurden die Ärmsten der Armen in »Klubs der Unterstandslosen«, den Suppen- und Teeanstalten, eine solche bestand unter anderem am Tiefen Graben. Im Winter richtete man außerdem »Wärmestuben« ein, in denen die Menschen entlang von Tischen in »langen Ketten« dicht gedrängt zusammensaßen – alleine schon deshalb, weil die Wärmestuben entgegen ihrem Namen nicht beheizt waren. Emil Kläger beschreibt sie als »gespensterhafte Galerie von Toten«, die »gepeinigt und stumm« die ganze Nacht auf ihren nackten Holzbänken hockten: Für die Erwachsenen, die weder sprechen noch rauchen durften, gab es keine Schlafplätze. Die Kinder legte man einfach auf den Boden. Für Kläger waren diese Wärmestuben zu Recht nichts anderes als »missglückte Versuche der Gesellschaft, ihrer Gewissenschulden ledig zu werden.«

Kläger appellierte immer wieder an die Bessergestellten, die »das Leben verhärtet hat« und die sich mehr für die Moral als für dieses »menschliche Unglück« interessierten. Natürlich gab es karitative Einrichtungen, die auch von Privaten betrieben wurden, aber sie reichten bei weitem nicht aus, um das Elend der Menschen auch nur annähernd lindern zu können. Die Kluft zwischen den satten und verwöhnten Wohlstandsbürgern und den sozialen Unterschichten wurde verständlicherweise immer größer.

Kläger verarbeitete seine Erfahrungen zu einem eindrucksvollen Lichtbildvortrag, den er 1905 in der Urania hielt. Die Hoffnung, die Menschen damit aufzurütteln, erfüllte sich nicht, im Gegenteil. Im Rathaus von Bürgermeister Lueger reagierte man ablehnend: Diese Vorträge rückten die Stadt in ein nicht gerade gutes Licht und würden dabei nicht einmal »das Bildungsniveau der Zuhörer heben.« Dennoch konnte auch Lueger nicht verhindern, dass Kläger seinen Vor-

trag bis 1908 noch rund dreihundertmal wiederholen sollte. Somit konnte man nicht mehr ignorieren, dass das Wien der Jahrhundertwende eine mehr als dunkle Seite aufwies.

Auch Max Winter (1870–1937), ein Journalist der Arbeiterzeitung, schildert eindrucksvoll die Elendsquartiere als »einzige klaustrophobische Erfahrung«. Er gilt als der Erfinder der Sozialreportage und scheute wie Emil Kläger nicht davor zurück, sich als Arbeiter oder Obdachloser verkleidet Zugang zu diesen Wohnungen zu verschaffen und die von ihm entdeckten Missstände öffentlich zu machen, wie etwa im Artikel »Streifzüge durch die Brigittenau« (Arbeiterzeitung, 1901): »Die Wohnung, bestehend aus Zimmer, Küche und Kabinett, ist an zwei Parteien vermietet: Das Zimmer an vier Schwestern samt Anhang, das Kabinett an einen Bauarbeiter und seine Lebensgefährtin. Die älteren der vier Schwestern leben im Konkubinat mit zwei Arbeitern. Der eine ist ein schwer geplagter Schwertscher, der um fünf Uhr früh das Haus verlässt und um elf Uhr nachts nach Hause kommt. Der andere ist ein Tagwerker, der hier und dort ein paar Kreuzer verdient. Jede dieser Schwestern hat ein Kind. Die beiden jüngeren Schwestern gehen in die Fabrik, sie sind 16 und 17 Jahre alt. Alle diese Personen schlafen in einem Zimmer mit einer Größe von 20 Quadratmetern, das zwei Betten aufweist, wobei eines dieser Betten durchgebrochen und unbenutzbar ist. Die beiden jüngeren Schwestern schlafen auf dem bloßen Boden, auf dem sie als Unterlage nur einen alten Rock breiten.«

Noch grauenhaftere Zustände herrschten in der Freudenau beim Bau des Winterhafens. Die Menschen hausten dort in Baracken, die Max Winter in seinem Artikel »Höhlenbewohner Wiens« (11. August 1901) beschreibt: »Vier Kinder: Ein, zweieinhalb, fünf und sechs Jahre alt, der Schuster und sein Weib schlafen und wohnen in dieser fensterlosen, ungedielten Hütte, die eine Bodenfläche von 6,6 Quadratmeter hat. Es sind zwei Bettverschläge da, ein größerer und ein kleinerer. In dem größeren liegen Mutter und Vater, im kleineren drei Kinder, das vierte Kind muss sich auf den Erdboden legen. Die Betten haben statt Matratzen Bretter als Unterlage, auf die eine Binsenmatte und altes Gelump gebreitet ist.« Winter beschreibt außerdem noch die »Wohnhöhlen«, deren Fußboden unter Bodenniveau lagen, jeweils zwei Menschen teilten sich hier eine Fläche von gerade einmal 2 Quadratmetern.

Für eine Baracke, die mit 67 Männern belegt war, gab es nur zwei Aborte, daher war das Wasser des nahegelegenen Brunnens dermaßen verseucht, dass sich die Menschen mit Wasser aus der Donau versorgen mussten. Zusätzlich litten sie auch noch unter den Ratten, Mäusen, Wanzen, Flöhen und Läusen, die zahlreiche Krankheiten verursachten.

Der Begründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, Victor Adler (1852–1918), berichtete wiederum

über die tristen Verhältnisse der »Ziegelböhme«, die in den Ziegelwerken des Heinrich von Drasche arbeiteten. Drasche erbte die Ziegelwerke von seinem Onkel, Alois Miesbach, und baute sie ab Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem Großbetrieb auf – auf Kosten seiner meist böhmischen Arbeiter. Victor Adler ließ sich als Arbeiter einschleusen und veröffentlichte in seiner Wochenzeitung »Gleichheit« einen beeindruckenden Artikel über die unfassbaren Missstände: »Für die Ziegelschläger gibt es elende Arbeitshäuser. In jedem einzelnen Raum schlafen je drei, vier bis zehn Familien, Männer, Weiber, alle durcheinander, untereinander, übereinander. Für diese Schlafhöhlen scheint die Gesellschaft sie auch noch Wohnungsmiete zahlen zu lassen, denn der Bericht des Gewerbeinspektors meldet 1884 einen Mietzins von 56 bis 96 Gulden. Seit einiger Zeit wohnen die Ledigen in eigenen Schlafräumen. Ein nicht mehr benützter Ringofen, eine alte Baracke, wird dazu benützt. Da liegen denn in einem einzigen Raum 40, 50 bis 70 Personen. Holzpritschen, elendes altes Stroh, darauf liegen sie Körper an Körper hingeschlichtet. Alte Fetzen bilden die Unterlage, ihre schmutzigen Kleider dienen zum Zudecken. Manche ziehen ihr einziges Hemd aus, um es zu schonen und liegen nackt da. Daß Wanzen und Läuse die steten Bettbegleiter sind, ist natürlich. Von Waschen, von Reinigung der Kleider kann ja keine Rede sein. Aber noch mehr. In einem dieser Schlafräume, wo 50 Menschen schlafen, liegt in einer Ecke ein Ehepaar. Die Frau hat vor zwei Wochen in demselben Raum, in Gegenwart der 50 halbnackten, schmutzigen Männer, in diesem stinkenden Dunst, entbunden.«

Die Arbeiter bei Drasche unterlagen strengen Kontrollen, jede noch so kleine Übertretung wurde geahndet und mit Lohnkürzungen bestraft. Private Kontakte zwischen den Arbeitern und ihren Vorgesetzten waren verboten und konnten bis zur Entlassung führen. Bei Drasche galt das »Truck-System«: Die Arbeiter wurden mit Blechmarken bezahlt, die sie nur in den werkeigenen Betrieben zu schwer überhöhten Preisen einlösen konnten. Adlers Artikel bewirkte, dass dieses System abgestellt wurde und die Arbeiter ab sofort Bargeld erhielten. Allerdings wurde auch Victor Adler wegen »unbefugter Verbreitung« seiner Zeitung bestraft! Aus Drasches Werken gingen letztendlich die heutigen Wienerberger Ziegelwerke hervor. Einen Hinweis auf das Schicksal der Arbeiter sucht man auf deren Website bis heute vergeblich.

1895 kam es zum großen Ziegelarbeiterstreik, an dem rund 10 000 Arbeiter teilnahmen. Bei einem Polizeieinsatz gab es nicht nur zahlreiche Verletzte, sogar ein Toter war zu beklagen. Die Sozialdemokratische Partei unterstützte die Streikenden, indem sie unter anderem Essen und Kleidung organisierte und ausführlich in der Arbeiterzeitung über die Aktion berichtete. Dadurch geriet die Regierung dermaßen unter Druck, dass Verhandlungen aufgenommen wurden. Letztendlich wurden die Löhne erhöht, die Sonntags-

Küche in einem Massenquartier, Foto von Hermann Drawe, um 1904, © Austrian Archives/Imagno/picturedesk.com

ruhe (die bereits seit 1885 bestand) bestätigt und die Einhaltung des Elfstundentags (oft wurden 13 oder 14 Stunden täglich gearbeitet) zugesagt. Kinderarbeit war ebenfalls seit 1885 verboten, aber es wurde immer wieder gegen dieses Verbot verstoßen. Nun wurden stärkere Kontrollen eingeführt.

Je mehr Menschen in die Stadt strebten, desto schwieriger wurde die Arbeitssuche. Männer fanden am einfachsten Arbeit in den Fabriken, natürlich auch die Frauen. Allerdings waren sie wesentlich schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen, ihr Einkommen reichte für ein Überleben nicht einmal annähernd aus. Das war der Hauptgrund, warum sich viele Frauen zusätzliches Geld als Prostituierte verdienen mussten, um ihre Familien erhalten zu können. Selbst eine Heirat brachte keine Sicherheit, denn nicht selten trugen die Männer den geringen Lohn zum nächsten »Branntweiner«, um beim Alkohol ihre bitteren Lebensumstände vergessen zu machen. Manche Frauen hatten mehr Glück und fanden eine Anstellung als Dienstmädchen oder Köchin in einem gutbürgerlichen Haushalt. Dieses Glück war aber zweifelhaft, denn nicht selten bediente sich der Hausherr samt Söhnen in sexueller Hinsicht bei seinem weiblichen Dienstpersonal.

Wenig überraschend trieben diese Zustände die Kriminalitätsraten in schwindelnde Höhen, alleine im Jahr 1908 fanden rund 1100 Menschen einen gewaltsamen Tod. Das Bandenwesen blühte – die Polizeidirektion listete fast 60 »Platten« (hebräisch für platt, zu einer Bande zugehörig) auf, die meisten davon in Ottakring. Die rund 400 Mitglieder dieser Banden lebten hauptsächlich vom Taschendiebstahl, Einbrüchen und Überfällen, aber auch Raubmorde standen auf der Tagesordnung. Den Banden stand ein Polizistenapparat mit nahezu 4000 Wachmännern und Inspektoren gegenüber, die sich auch um »Landstreicher, arbeitscheue Personen und öffentliche Dirnen« kümmern mussten.

Die medizinische Versorgung der Menschen lag im Wien der Jahrhundertwende besonders im Argen. Aufgrund der beengten und unhygienischen Zustände grassierte neben vielen anderen Krankheiten die durch Tröpfcheninfektion übertragene Tuberkulose, die nicht umsonst »Morbus Viennensis« (Wiener Krankheit) genannt wurde. Rund 26 Prozent aller Wiener über 15 Jahren starben um die Jahrhundertwende an der Tuberkulose, vor allem in mit großer Staubentwicklung belasteten Gewerben konnte diese Rate bis auf 80 Prozent ansteigen. Dazu kamen noch andere Krankheiten wie Masern, Scharlach oder Diphtherie. Die Sterblichkeitsrate in den Außenbezirken war mehr als doppelt so hoch wie in der Innenstadt, die Kindersterblichkeit betrug um 1900 rund 40 Prozent. Die ärztliche Betreu-



ung war katastrophal, die meisten Menschen wurden kaum oder nur schlecht behandelt. Die Anweisungen der sicher gutmeinenden Ärzte wie »Ruhe und ausreichende Ernährung« müssen vielen Kranken wie blanker Hohn vorgekommen sein, denn aus Angst vor Verlust des Arbeitsplatzes und finanzieller Not konnten sie diese Ratschläge gar nicht befolgen.

Trotz der berechtigten Kritik an Karl Lueger: Seine Projekte in der Kommunalpolitik bewirkten Verbesserungen für die Armen. Dazu gehörten die Eröffnung der Zweiten Wiener Hochquellenleitung (1910), der Ausbau der Kanalisation, der Bau des Simmeringer Gaswerks oder die Errichtung neuer Krankenhäuser. 1899 wurde ein »Zentral-Armenkataster« eingeführt, der die öffentlichen und privaten Initiativen zur Versorgung der Armen besser koordinieren sollte. Zur Förderung der »Armenpflege« gab es ab 1901 den »Zentralrat für das Armenwesen«. 1904 erfolgte die Eröffnung des Versorgungsheimes Lainz.

Die Lebensqualität der Arbeiter verbesserte sich tatsächlich, aber erst nach dem Ende der Monarchie wurden bedeutende Maßnahmen wie der Achtstundentag, eine klare Regelung zur Kinderarbeit, eine Arbeitslosenversicherung, sozialer Wohnbau sowie bessere Kranken- und Unfallversicherungen eingeführt. Federführend war hier die Sozialdemokratische Partei, die Wien für die nächsten 16 Jahre regieren sollte und die – wie schon vorher Emil Kläger – erkannte, dass »die Gleichgültigkeit gegen den Nachbarn, von Staaten und Einzelnen geübt, die große Sünde gegen die Menschheit« ist. ■